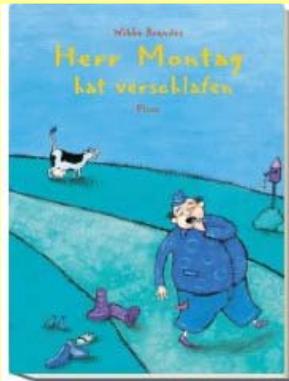


Das besondere Bilderbuch

empfohlen von

Alliteratus



Wibke Brandes

Herr Montag hat verschlafen

Illustriert von der Autorin

Picus 2008 • 32 Seiten • 14,90 • ab 3

In meiner Kindheit gab es das noch: Mittagessen gab es immer um Zwölf, Sonntag kurz nach dem Mittagessen war Kinderfunk im Radio und am Samstag wurde der Badeofen angeheizt, damit die ganze Familie sich nacheinander auf ein reinliches Wochenende vorbereiten konnte, denn „Wochenende“ hieß „Sonntag“ – und nur Sonntag.

Genau so festgelegt auf tägliche Rituale sind die Personen in diesem Buch, das in der kleinen Stadt Heute spielt, die bekanntlich irgendwo zwischen Gestern und Morgen liegt. Es gibt für jeden Wochentag einen Mann des entsprechenden Namens, der morgens aufsteht, damit die anderen Leute ihren Beschäftigungen nachgehen können und am Abend zu Bett geht, damit am nächsten Morgen der Nächste übernehmen kann. Für jeden Tag existieren signifikante Tätigkeiten, die nur an diesem Tag verrichtet werden: Am Montag wäscht Oma Else ihre Wäsche, am Dienstag melkt Bauer Egon seine Kühe, mittwochs ist Blumengießen bei Frau Hübsch angesagt, am Donnerstag trägt der Postbote Karl die Briefe aus, freitags bäckt Bäcker Klose frische Brötchen und am Samstag putzt der Pfarrer Molke die Kirchturmuhre. Am Sonntag dürfen alle ein wenig länger schlafen.

Das geht lange Zeit gut und hat sich in den Augen der Bewohner von heute auch bewährt. Bis, ja bis eines Tages Herr Montag verschläft und alles durcheinander gerät. Da keiner der Wochentagsnamensträger seine Aufgabe mehr wahrnimmt, machen auf einmal alle, was sie gerade wollen. Da sich niemand auf einen bestimmten Wochentag festlegen kann, legen die einen die Beine hoch, andere trinken zusammen Kaffee oder telefonieren endlich wieder einmal miteinander. Weil aber die Arbeit liegen bleibt, fällt den Leuten doch auf, dass etwas nicht stimmt und sie wecken Herrn Montag, um sich bei ihm zu beschweren. Doch sie spüren selbst, dass ihnen das Lösen aus den festen Ritualen eher gut getan hat und beschließen, einfach immer „Heute“ zu haben und das zu tun, was nötig und sinnvoll erscheint.

Eine Parabel also zum Thema Flexibilität und Spontanität, ein Plädoyer für Abwechslung und Veränderung im Leben. Das hört sich großartig an, wird aber in der vorliegenden Form ganz einfach und eingängig schon für kleine Kinder präsentiert. Dabei werden Rituale nicht grundsätzlich abgelehnt, das wäre bei Kindern im Kindergartenalter auch unangebracht; hier sind feste Strukturen ja durchaus üblich und sinnvoll. Aber man darf eben auch einmal ausbrechen, keine Lust haben, sich dem starren Schema verweigern. Und dieser Denkanstoß ist für die vorlesenden Eltern mindestens ebenso wichtig wie für die Kinder.

Auch im Buch selbst endet die Abschaffung der starren Pläne nicht mit allgemeinem Chaos. Nachdem zunächst die meisten „die Beine hochlegen“, werden bald auch alle Arbeiten wieder aufgenommen. Aber es macht ja auch viel mehr Sinn, als Bauer zum Beispiel jeden Tag die Kühe zu melken anstatt nur am Dienstag oder die Wäsche dann zu waschen, wenn sie schmutzig ist. Und ob es sich um Kinder oder um Erwachsene handelt, es benötigt weit mehr Überlegung, Dinge „nach Bedarf“ zu erledigen als stets nach „Schema F“. Dem stehen aber

eine neugewonnene Freiheit und vor allem auch mehr Freizeit gegenüber, ein durchaus lohnendes Ergebnis.

Wibke Brandes kommt erkennbar aus der Illustratorenecke. So eingängig und kindgemäß ihre Texte auch sind – und das verdient Lob! –, so blüht Brandes' Fantasie erst richtig in den Bildern auf. Solange die standardisierten Wochentage die Hauptrolle spielen, wechselt in den Bildern die jeweils monochrome Farbstimmung täglich, ohne dass Mischwerte oder Kontrapunkte vorhanden sind. Dem – hier tatsächlich – blauen Montag folgt ein gelbbrauner Dienstag, diesem ein violetter Mittwoch, ein grüner Donnerstag und so weiter. Erst als sich die starren Grenzen verwischen und auflösen, geschieht das auch mit den Farbfamilien, es wird bunt wie bei einem Regenbogen, an dessen Vielfalt auch die gestreiften Vorsatzblätter erinnern.

Am schönsten jedoch ist, was sich innerhalb der Farbräume abspielt. Voller überbordender Fantasie quellen die doppelseitigen Farborgien fast über vor plastischen und oft witzigen Umsetzungen der Textdetails, berstend vor Mustern und Formen und dennoch im Wesentlichen auf einen Blick erfassbar. Das ist große Kunst, sprechend in Körpersprache und Mimik, gleichzeitig kindlich gezeichnet und raffiniert komponiert, spannungreich in der Verteilung von Enge und Weite, mit Leerräumen und Perspektiven spielend. So gelingt es, dass auch junge Betrachter nicht überfordert werden und auch nach dem x-ten Studieren noch neue, überraschende Details erkannt werden. Es lohnt sich, in diesen Bildern spazieren zu gehen! Es lohnt sich überhaupt, sich der einfachen, aber wesentlichen Botschaft dieses Buches zu öffnen und sich nicht von starren Abläufen gängeln zu lassen – und haben nicht gerade Kinder heute oft viel zu viel davon? (Bernhard Hubner)



Tasha Pym

Wenn das Giek kommt

Mit Bildern von Joel Stewart

Gerstenberg 2009 • 32 Seiten • 12,90 • ab 4

Vertrauensvoll und mitteilbar wendet sich Oscar, der Junge, dessen Namen wir nur von der Rückseite des Buches erfahren, an den (etwa gleichaltrigen) Leser und Zuhörer: „Kennst du das auch? Du sitzt an deinem Lieblingsort. Ein Picknick steht bevor. Nur kurz drehst du dich um ... und schon hat ein Brigor dir alles wegstibitzt. Nein?“ Nein. Der Zuhörer kennt kein Brigor. Na so was! Neuer Versuch: „Hast du dir je – mit Büchern im Gepäck – ein lauschiges Plätzchen gesucht und dann, an diesem schönen Fleck ... den Schrei des Gieks verflucht? Niemals?“ Nie. Und so geht die Geschichte weiter.

Oscar möchte sich einen schönen Tag machen. Picknicken, lesen, ruhen, spazieren gehen, schaukeln – aber immer, wenn es gerade gemütlich wird, taucht einer auf, der den Spaß so richtig verdirbt und piesackt: Den Brigor und das Giek kennen wir ja schon, aber da sind auch noch der Grullog, die Plunken und Konen, Störenfriede, die nichts lieber tun, als anderen den Spaß zu verderben.

Und in der wundersamen Illustration dieser Wesen liegt ein ganz besonderer Reiz des Bilderbuchs, fantasievoll wie ihre Namen in Szene gesetzt. Man kann so richtig mit empfinden, wie der Junge tyrannisiert wird. Stewart verzichtet auf „volle“ Bilder; mit weißem oder pastellfarbenem Hintergrund wirken die Seiten flächig und zugleich transparent, bieten in ihrer Reduziertheit dem Jungen und seinen „Monstern“ Raum zur Entfaltung, verleihen der Geschichte eine märchenhafte Stimmung zwischen Realität und Zauber.

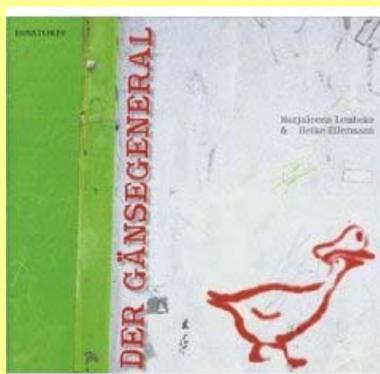
Trotz der Störenfriede wirkt die Szenerie unbekümmert, fast glücklich, was sich vor allem in der Körperhaltung des Jungen ausdrückt, der wie ein Hans-im-Glück mit seinen grünen Kniebundhosen und dem großen Hut auf dem Kopf barfuß durch das Geschehen schreitet.

Fantasievoll sind auch die Störenfriede dargestellt, mit absurd-skurilen Details: der nilpferdähnliche gewaltige Plunk, mit drei reizenden zierlichen Damenhandtäschchen in den Händen, oder seine schweinchenrosa Gefährtin in roten Spitzenschühchen. Dergestalt fantasievoll vermenschlicht, wirken sie in keiner Weise wirklich bedrohlich und machen keine Angst.

Und gerade wenn sich Leser und Zuhörer nach der mehrfachen Wiederholung der Grundsituation fragen, wohin die Geschichte denn nun zielt, stellt Oscar eine gute Frage an den Zuhörenden – und findet eine beruhigende, lustige und unerwartete Lösung seiner Probleme.

Erst beim dritten Lesen des Textes merke ich, dass sich die großzügig über die Seiten verteilten und fortlaufend geschriebenen Sätze bei skandiertem Vorlesen reimen; das kommt insbesondere dem Sprachempfinden sehr junger Kinder entgegen und ermöglicht ein besonders schönes, betontes Vorlesen, mit Pausen an den richtigen Stellen. Auch durch die Vertrautheit der persönlichen Anrede wird der kleine Zuhörer schnell in Oscars merkwürdig zeitlose Welt hineingezogen.

Ein Bilderbuch mit allen Qualitäten eines künftigen Kinderbuchklassikers. (Astrid van Nahl)



Marjaleena Lembcke

Der Gänsegeneral

Illustriert von Heike Ellermann

Hinstorff 2008 • 32 Seiten • 14,90 • ab 6

In meiner Jugend kursierte unter uns eher pazifistischen Jugendlischen der Spruch „Stell' dir vor, es ist Krieg – und keiner geht hin“. Und alle fanden, dass der Autor dieses Satzes (meist Bertolt Brecht zugeschrieben, aber wohl von Carl Sandberg mit späteren Zusätzen) hier eine wunderbare Utopie vorstellt, die nur leider niemals Realität werden könnte. Woran damals aber erst recht keiner glaubte,

war die Vorstellung, einer der Akteure in jenem unsäglichen „Geschäft“ namens Krieg könnte sich selbst dieser Meinung anschließen und sich schlicht und einfach verweigern. Und genau das passiert in diesem wunder- und eindrucksvollen Buch und entfaltet sich auf diesen 32 nahezu quadratischen Seiten.

Es geht um einen General, einen wichtigen General, Kommandeur von Truppenverbänden und Oberbefehlshaber, ordenbehängt und ganz mit seiner eigenen Wichtigkeit und der seiner strategischen Ideen zum erfolgreicherem Kriegführen beschäftigt. Bis ihn eines Tages „der Schlag trifft“. Er wacht im Krankenhaus wieder auf, umstanden von seinen Kollegen und seiner Familie, und nichts ist für ihn mehr, wie es vorher war. Die Zwangs-Denkpause seines Bewusstseinsverlustes hat ihm ein neues Bewusstsein gegeben, eines, das wichtigere Dinge im Leben erkennt als Machtspielchen und gegenseitige Zerstörung von Werten, die dann erst mühsam wieder aufgebaut werden müssen. Und so gibt er seinen „Beruf“ auf, beschäftigt sich nur noch mit Singvögeln und deren Beobachtung und lässt letztendlich die in Käfigen eingesperrten Tiere sogar frei. Nach einiger Irritation geht auch seine Frau diesen Weg mit, beide ziehen aufs Land und leben von ihrer Hände Arbeit. Doch so ganz kann der General das Kommandieren doch nicht aufgeben – aber das soll jeder selbst lesen.

Eine Geschichte also mit einer geradezu überwältigenden, „riesigen“ Botschaft, die manchem zunächst für ein Kinderbuch etwas zu groß und gewaltig erscheinen könnte. Doch die Autorin heißt Marjaleena Lembcke, und so ist es kein Wunder, dass das große Anliegen ganz unaufdringlich, in wenigen, allerdings sehr präzisen Sätzen daherkommt, die oft mehr andeuten, als sie tatsächlich sagen. Aber gerade hierdurch entfaltet sich eine intensive, in die Tiefe gehende Wirkung, die jede Regung nachvollziehbar macht, ohne je moralisierend oder oberlehrerhaft anzukommen. Jedenfalls erschließt sich oft das Wichtigste gerade durch das, was nicht ausdrücklich gesagt wird, aber unübersehbar deutlich im Raum steht.

Lembcke könnte das auch ohne die Hilfe von Bildern, das wissen wir. Und man könnte sich auch eine ganze Menge Illustration vorstellen, die das Geschehen bebildert und die Wirkung der oft beinahe dürren Lembckeschen Sprache damit zunichte machte. Gut, dass sich in Heike Ellermann eine Künstlerin gefunden hat, die der Versuchung reiner Illustration widerstanden hat. So erstaunlich es scheint: Ihre Bilder kommentieren den Text auf einer ganz anderen Ebene, aber mit ähnlichen Mitteln wie die Autorin.

Dabei findet sich für den erwachsenen Betrachter so viel Neben- und Hintersinn, dass die Aufzählung fast überfrachtet erscheint. Anders allerdings das Buch selbst, dessen Botschaft bereits junge Leser und Betrachter mühelos folgen können.

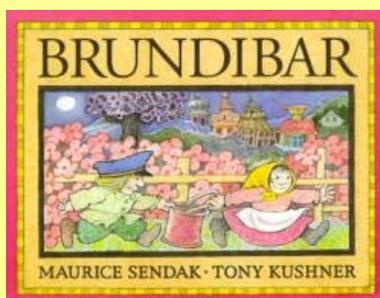
Ellermann reduziert ihre Interpretation auf die wesentlichen Eigenschaften der Figuren: Soldaten sind typisierte Masse, gesichtslos und manipulierbar, „Material“ für den Strategen ohne individuellen Wert – daher aus Schreibmaschinenlettern zusammengesetzte Stereotypen. Und wie bei den Planspielen der Generalstäbe üblich, gibt es sie in Blau und in Rot, damit eine Zuordnung wenigstens optisch möglich ist. Das tut dem echten einzelnen Soldaten sicher unrecht, versinnbildlicht aber perfekt die Rolle im Kriegsspiel der Mächtigen. Der General existiert als solcher nur durch seine Uniform und seine Abzeichen, er selbst als Person ist (und bleibt) ein Schatten, groß und mächtig, aber auch er austauschbar und gesichtslos. Diese Hauptfiguren bestimmen das Bild der meisten Seiten, herausgehoben entweder durch Größe oder schiere Zahl, entpersönlicht trotz der Vorstellung eigener Bedeutung. Diese ergibt sich eher aus den Untergründen, oftmals aus verfremdeten Fotografien, Kartenaus-

schnitten oder collagierten Bildteilen, aus denen die Militärlettern purzeln oder über denen der mächtige Schatten der Generalität lastet. Es sind anfangs vor allem Bilder vom Krieg, seiner Zerstörung und seinen Folgen, und die Soldateska taucht auch einmal als gesprühte Schablone auf blätternd-verfallenen Hausmauern auf.

Dann zerfällt die Persönlichkeit des Generals wie in Streifen zerschnitten, als ihn der Schlaganfall trifft. Die Collagen werden wirrer, erinnern an Traumfetzen, in denen sich Angiografien und Röntgenbilder, Ängste vor der Invalidität und der Macht der Ärzte mit Resten der ehemaligen Glorie vermischen, symbolisiert durch Kartenteile und das Notenblatt des „Guten Kameraden“. Und im Alptraum werden aus den Messtischblättern Papierflieger und Faltböchen, die über gewaltige Luftaufnahmen besiedelter Landschaften hinweghuschen, vermischt mit Bildern längst vergangener Erlebnisse.

Doch der General hat keine Lust mehr am Kriegspielen, er lässt die Zeichen seiner Vergangenheit hinter sich, bis Zeitungen und Graffiti verkünden, er sei „verrückt“ geworden. Das mag sein, in den Augen seiner ehemaligen Umwelt, doch jetzt wird der Bildinhalt naturhafter, friedlicher, wenn flatternde Vögel und stiebende Federn den Alltag bestimmen. Doch nur betrachtend – das ist zu wenig für einen General, und so kauft er sich Brieftauben, denen er kleine handgeschriebene Botschaften an die Welt anheftet, im Foto abgebildete Zettel wie Flugblätter und Pamphlete gegen den Krieg in jeder Form, die in seinen Augen früher sicher ein Fall fürs Kriegsgericht gewesen wären. So sieht ihn auch die breite Masse, der er sich durch Flucht aufs Land entzieht. Und hier werden die Bilder eher ländlich-idyllisch, spielen mit Hühnern und Kohlköpfen und verhängen das Stallfenster mit Häkelgardinen. Und der Ausweg, den er findet, um friedliches Landleben mit Reminiszenzen an seine Vergangenheit zu verbinden, der ist harmlos, friedfertig und schadet niemandem.

Es ist leicht zu merken: Dieses Buch lässt einen so schnell nicht mehr los. Es eignet sich sehr für Kinder, ja, natürlich, aber es hat mindestens ebenso große Qualitäten, dem erwachsenen Leser stundenlanges Sinnieren über den Irrsinn einer militarisierten Welt abzurufen, unabhängig von der Grundeinstellung. Dazu braucht es beides, Text und Bilder, und beide halten sich in ihrer Güte die Waage, koexistieren friedlich und entwickeln dennoch Macht. Ach, wenn doch das Leben so wäre... (Bernhard Hubner)



Maurice Sendak

Brundibar

Nacherzählt von Tony Kushner

Aus dem Englischen von Mirjam Pressler

Gerstenberg 2004 • 56 Seiten • 18,00 • ab 6

1938 schreibt der tschechische Komponist Hans Krása zu einer Geschichte seines Landsmannes Adolf Hoffmeister eine Kinderoper für einen Wettbewerb in Prag. Der Wettbewerb wird nicht mehr ausgewertet: Die Deutschen marschieren ein. Hoffmeister flieht ins Ausland, Krása wird verhaftet und im Ghetto von Theresienstadt interniert. Die geschmuggelte Klavierpartitur seiner Oper "Brundibar" arbeitet er auf Befehl der SS wieder zur Oper aus und

führt das Werk – mit inhaftierten jüdischen Kindern – mehr als 70 Mal im Konzentrationslager auf. Das alles mit Wissen und sogar Unterstützung der SS, die Theresienstadt international als Vorzeigeobjekt ihrer angeblichen Großzügigkeit präsentiert.

Das ändert leider nichts daran, dass Krása und die meisten seiner Mitwirkenden bis 1944 nach Auschwitz deportiert und in der Gaskammer ermordet werden. Von 15 000 in Theresienstadt inhaftierten Kindern überleben gerade einmal 100.

Mit den unnachahmlichen Zeichnungen von Maurice Sendak und der Nacherzählung von Tony Kushner ist in der glanzvollen Übersetzung von Mirjam Pressler ein grandioses Bilderbuch entstanden. Die Bilder, die mit Sprechblasen oft wie Comics wirken, scheinen fast naiv, zugleich dramatisiert. Der Text ist kurz gehalten, auch wie oft im Comic in Großbuchstaben geschrieben.

Wort und Bild erzählen die Geschichte von zwei Kindern, die ausgeschiedt werden, Milch für die kranke Mutter zu holen. Doch wohin sie auch kommen, niemand hört auf ihre Bitte, die Erwachsenen haben ihr Herz verhärtet. Alle jubeln Brundibar zu, dem mächtigen Herrscher, und Brundibar hasst Kinder und singt für die Erwachsenen: "Ich hasse Kinder, diese Plagen! Wanzen sollten sie zernagen! In 'nen Sack sollt' man sie stopfen und mit einem Stock drauf klopfen!" Die Kinder sind hilflos, klagen.

Da kommen Tiere zu ihnen und bieten ihre Hilfe an, Brundibar zu stoppen. Und sie schwärmen aus und holen andere Kinder, wohl hundert an der Zahl, und sie alle wollen den Tyrannen bekämpfen – mit leisen Tönen. Auch sie singen für die Erwachsenen, aber keine blutrünstigen Geschichten mehr, sondern ein Wiegenlied, voller Melancholie und Traurigkeit. Und die Herzen der Erwachsenen beginnen sich zu öffnen, sie weinen und spenden Geld – und sie vertreiben Brundibar aus ihrer Stadt. Die Kinder bekommen ihre Milch, und die Mutter wird gesund.

Ein Happy End also? Keineswegs. "Brundibar, glauben sie, ist jetzt fort, doch das ist nicht das letzte Wort!" Das letzte Wort hat Brundibar: "Nichts klappt je so, wie man das will, Tyrannen halten niemals still. Einer verschwindet, der Nächste erscheint, ihr seid ihn nicht los, den ewigen Feind. Ich gehe jetzt weg, das ist schon wahr, doch ich komme zurück. Gruß Brundibar."

Wir passen auf! Passen wir auf? (Bernhard Hubner & Astrid van Nahl)



Suzy Lee

Welle

Baumhaus 2009 • 40 Seiten • 11,90 • (jedes Alter)

Kann man ein Buch ohne Worte lesen – oder vorlesen? Man kann. Vorausgesetzt, es ist so fantastisch in Bilder umgesetzt wie die „Welle“ der Südkoreanerin Suzy Lee.

An diesem Buch ist alles ungewöhnlich, z.B. das Format: es ist so breit wie eine DIN A4 Seiten lang ist (30 cm), aber nur 18 cm hoch; aufgeklappt entfaltet sich ein Panorama von 60 cm Breite, das Raum bietet für das Anrollen der Welle (von rechts), für das Mädchen (Mitte) und

die mit wenigen Strichen angedeutete Landschaft (links), Dünen, manchmal Himmel, mal ein paar Möwen. Alle Bilder erstrecken sich über die Breite einer solchen Aufschlagseite.

Ungewöhnlich ist auch die Farbgebung. Suzy Lee kommt mit zwei Farben aus, rechnet man den immer weiß bleibenden Hintergrund nicht mit: Blau ist das Meer, in Farbabstufungen in Aquarell gemalt; Mädchen, Vögel, Dünen sind mit Kohle gezeichnet, mit nur wenigen Strichen, aussagestark durch die ihnen innewohnende Körpersprache. Schattierende Grautöne runden beide Farbbereiche ab.

Weite Teile des Bildes bleiben weiß und frei, nichts lenkt das Auge des Betrachters ab von der elementaren Kraft des Meeres, von den Vögeln, von dem kleinen Mädchen, das sich als Einzige vor dem Wasser tummelt. Jedes Bild zeigt das sich steigernde Spiel des Kindes: der vorsichtige Blick, Reißaus vor der ersten Welle, Anschreien gegen das Brausen der Brandung, selbstvergessene Augenblicke angesichts der Faszination, Hüpfen, Spritzen – der Betrachter glaubt das Tosen des Meeres ebenso zu hören wie das aufgeregte Kreischen des Mädchens und die schrillen Schreie der Möwen – elementarer Spaß, unbeschwert, furchtlos, schön.

Und dann die Riesenwelle: Angst, weglaufen, überrollt werden – Stille. Das Meer nach dem Aufbäumen glatt und sanft, das Mädchen durchnässt und erschrocken, nach Atem ringend dasitzend, gleichsam an Land gespült – doch nicht allein. Das Meer hat seine Schätze ausgespuckt: Muscheln, Steine, Schneckenhäuser, Seesterne – welcher Reichtum, was für ein Tag! Und der erwachsene Betrachter erinnert sich wehmütig, wie einfach es war, als Kind glücklich zu sein. (Astrid van Nahl)



Harriet Grundmann

Das fünfte Schaf

Mit Bildern von Tobias Krejtschi

Peter Hammer 2008 • 28 Seiten • 13,90 (ab 4)

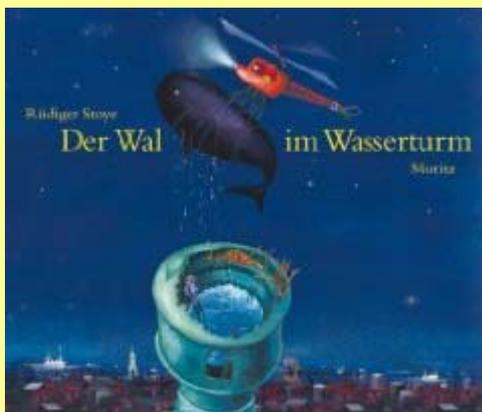
Das klingt zunächst wie beim Abzählen: 1, 2, 3 – jeder Dritte ist ein Chinese. Ein blöder Gag. Und doch nahe dran an der Botschaft dieses Buches. Denn das fünfte Schaf, das Lina abends zum Einschlafen zählt, sieht so gar nicht wie ein Schaf aus. Auch die Schafe haben natürlich Unterschiede. Aber spitze Ohren, eine Schnauze mit Reißzähnen und das Fell nur mit einer Schleife umgebunden – das kann gar kein Schaf sein. Lina will es ganz genau wissen und unterzieht den merkwürdigen Kerl einer hochnotpeinlichen Befragung. Und was stellt sich heraus? Es ist eigentlich ein Wolf! Die anderen Schafe sind entsetzt und verängstigt.

Doch dieser Wolf hat gar keine bösen Absichten. Er wäre doch nur so gerne ein Schaf. Und den Wollumhang hat er von einem frisch geschorenen Schaf, mit dem er befreundet ist. Lina geht die Sache ganz pragmatisch an. Dieser Wolf soll seine bedrohlichen Züge nutzen, um die Monster, vor denen Lina sich des Nachts fürchtet, zu verjagen. Als das gelingt, freuen sich mit Lina auch die Schafe, die ja sowieso vor allem Angst haben. Und Lina schläft wieder gut.

Was für eine tiefe und wundervoll bedeutsame Fabel! Man kann so vieles aus ihr lernen. Nicht jeder, der einen Schafspelz trägt, ist auch ein Schaf – und die Schafe merken es meistens zuletzt. Mancher möchte gerne etwas anderes sein, als die Natur es eigentlich vorgesehen hat. Und manchmal hat es auch sein Gutes, wenn so ein Wolf im Schafspelz steckt, wer weiß, wofür man ihn brauchen kann? Vor allem aber haben alle, die in diesem Buch „mitspielen“, am Ende gelernt, dass man nicht nur keine Angst vor dem „Anderen“ haben muss, sondern sogar gut befreundet sein kann.

Harriet Grundmann erzählt das erfrischend „mündlich“, mit Halbsätzen, viel wörtlicher Rede und ganz kurzen Sätzen. Vor allem aber wiederholt sie wesentliche Momente mehrfach, was dem Sprachgefühl und der Leidenschaft von Kindern im Vorschulalter für Rhythmisierung entgegenkommt. Vollends zum Genuss wird das Buch aber durch die ausdruckstarken Bilder, die wieder einmal belegen, was für einen Glücksgriff der Peter-Hammer-Verlag mit Tobias Krejtschi getan hat. Die meist doppelseitigen Illustrationen, immer auf der Basis bräunlich-erdiger Töne mit Rotanteilen, verblüffen durch gewagte Perspektive, eine fast explosive Dynamik und unendlich viele ironisch-witzige Details, die sich dem Betrachter erst beim zweiten Blick erschließen, aber unglaublich einfallsreich inszeniert sind. Da trägt das geschorene Schaf einige Pflaster wie nach einer Nassrasur, sind die Schafe individualisiert mit Fes, Brille, Kopftuch oder Strickzeug (wie beziehungsvoll!), fallen nach dem Schreiben ihres Testaments in Ohnmacht, als der Wolf seine Natur gesteht oder zeigen Gefühle wie schmusende Zuneigung oder auch demonstrative „Coolness“. Das alles in einer Melange aus Tusche- und Pastellkreidezeichnung mit sicherem Strich und liebevollem Blick auf seine Geschöpfe.

Soviel Unterhaltung und auch noch eine Moral – großartig! (Bernhard Hubner)



Rüdiger Stoye
Der Wal im Wasserturm
Mit Bildern des Autors

Moritz 2008 • 32 Seiten • 13,80 • ab 4

Als dieses Buch 1971 zum ersten Male erschien, in eben derselben Ausführung wie heute, da waren die aufregenden Abenteuer rund um den alten Lokstedter Wasserturm sicher noch eine ziemliche „Räuberpistole“, ziemlich „starker Tobak“ für die junge Leserzielgruppe. Seitdem ist die Reizschwelle von Vorschulkindern sicher kräftig angestiegen, im jetzigen Zeitalter von Spielekonsolen und Rund-um-die-Uhr-Fernsehen muss eine Geschichte schon dick auftragen, wenn sie als „Abenteuer“ durchgehen will. Dass sie das auch noch kann, spricht zunächst schon einmal für dieses Bilderbuch. Aber es ist ja nicht die Hauptaufgabe eines Buches, an den Nerven zu zerren, auch wenn es der Bereitschaft von Kindern sicher entgegen

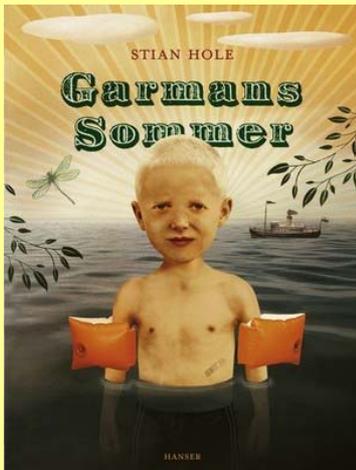
kommt, ihre Aufmerksamkeit möglichst ungeteilt darauf zu richten. Und die Qualitäten dieser Geschichte sind eine solche Zuwendung allemal wert.

Worum geht es denn nun eigentlich? Alles beginnt mit einer Rahmenerzählung, die einen Einblick in die frühere Aufgabe eines Wasserturmes ermöglicht, einen Blick in eine Zeit, die für Vorschulkinder „in grauer Vorzeit“ liegt. Und es wird von den vielen Rissen in den Mauern des alten Turmes erzählt, um dann in die Haupthandlung überzuleiten, die erklärt, wie es zu diesen Schäden kam. Das begann nämlich, als der neunjährige Jan, der Sohn des Wasserturmwärter, eines schönen Mainachmittages einen kleinen, dunkelblauen Fisch in der Elbe angelt, den er nicht in eine ihm bekannte Fischart einordnen kann. Um den Fisch seinem Lehrer zeigen zu können, setzt Jan ihn in die häusliche Badewanne, wo er verblüfft feststellt, dass man dem kleinen Fisch beinahe beim Wachsen zusehen kann.

Doch auch der Lehrer und der Direktor der Schule kennen den Fisch nicht, und so wird Jan mit dem Fisch und einer Empfehlung zum Zoologischen Institut geschickt, damit endlich herausgefunden wird, um welche Fischart es sich handelt. Und die Überraschung ist groß, denn zweifelsfrei handelt es sich um einen kleinen Wal, der sich wohl in die Elbe verirrt hatte. Jan soll ihn wieder aussetzen, doch er hat sich schon so an „seinen Fisch“ gewöhnt, dass er ihn nicht wieder fortlassen will. Also hilft ihm sein Vater, den Fisch in das große Wasserreservoir des Turmes zu setzen, denn Wale werden ja bekanntlich sehr groß. So groß sogar, dass selbst das riesige Bassin im Wasserturm ihn bald nicht mehr fassen kann und der Turm unter den Flossenschlägen des Wales erzittert und das Wasser in den Leitungen nur noch sporadisch fließt. Und im Turm entstehen Risse, die den Wasserturmwärter vor Schreck erbleichen lassen. Da ist guter Rat teuer, doch Jan hat eine Idee, die den Wal in die Freiheit entlässt und den Wasserturm auf abenteuerliche Weise rettet.

Es versteht sich, dass hier nicht alles verraten werden soll, aber wie sich die Geschichte gegen Ende immer mehr zuspitzt, ein wirkliches Abenteuer mit Spannung und Einfallsreichtum wird – das ist „ganz großes Kino“. Das liegt zum Einen an der sympathisch lockeren und eingängigen Sprache, die jedes Detail der Geschichte verständlich macht und einen gut konstruierten Spannungsbogen aufbaut. Ein gehöriges Maß tragen aber auch die ganzseitigen Bilder dazu bei, wahre Kunstwerke in Stimmung und angenehm theatralischer Effekthaltigkeit. Dazu ist es, wie man sieht, gar nicht notwendig, dass die Illustrationen jede Szene der Handlung ins Bild setzen. Manche Bilder schaffen sogar einen bewussten Kontrast zwischen dem Alltag der Umgebung und den haarsträubenden Erlebnissen, die Jan widerfahren, unbemerkt von seinen Mitmenschen.

Vor allem aber spielt Stoye virtuos mit bühnenähnlichen Effekten, die eine starke emotionale Wirkung entfalten. Er setzt Perspektiven und Proportionen gezielt unrealistisch ein und visualisiert so Punkte besonderen Interesses, Unter- und Überlegenheitsgefühle, aber auch die räumlichen und zahlenmäßigen Dimensionen der Großstadt Hamburg und die scheinbare Gleichförmigkeit von Passanten und Häuserzeilen. Gerade die Stadtansichten bei Nacht sind spannende Suchbilder und glühende Farbensinfonien. Viele der Bilder lassen unwillkürlich an jüngere und z.T. bekanntere Illustratoren unserer Zeit denken, bis man erfährt, dass Rüdiger Stoye als Hochschullehrer genau diese heutigen Künstler unterrichtet und sicher auch geprägt hat. Schön, dass dieses zauberhafte Buch den Weg auf den Markt noch einmal gefunden hat, es ist das allemal wert. (Bernhard Hubner)



Stian Hole

Garmans Sommer

Mit Bildern des Autors

Hanser 2009 • 48 Seiten • 14,90

Vielleicht braucht man die völlige Unbefangenheit eines Kindes, um dieses Buch eher mit dem Gefühl zu erfassen als mit dem Verstand zu verstehen. Legte der Norweger bei seinem Debüt als Kinderbuchautor und Illustrator 2005 ein Bilderbuch über einen alten Mann und einen Wal vor (mit Anspielung auf Hemingways „Der alte Mann und das Meer“), so ist in diesem ausgesprochen schönen, fein komponierten Bilderbuch ein sechsjähriger Junge, Garman, die Hauptperson. (In Norwegen ist bereits die Fortsetzung dazu erschienen.) Statt des Alltags eines Alten mit Wechselfällen des Lebens und Verbitterung ist es hier der Alltag eines Kindes, dessen Kindheit sich in wenigen Tagen in eine neue Welt öffnen wird.

Der Leser folgt den Gedanken und Handlungen, den Stimmungen und Ängsten Garmans in den letzten Tagen des Sommers, kurz vor Schulbeginn. Der Text ist wie ein dichtes Netz dieser Gedanken, sprunghaft, neugierig, immer wieder auf das Thema Angst zurückkommend. Es gibt keine fortlaufende Handlung oder sollte man sagen: Es gibt gar keine Handlung? Bilder und Texte halten Augenblicke des Sommers fest. Es ist ein heißer Sommer, die Nachbarzwillinge haben schon die ersten Zähne verloren und können „Rhabarber“ buchstabieren. Garman nicht. Garman hat Angst vor dem Ende des Sommers, bald kommt der Herbst und damit die Schule. Aber erst kommen die drei Tanten zu Besuch, und Garmans Gedanken drehen sich bald um die Erwachsenen, die Tanten, den Vater, die Mutter.

Tante Borghild hat viele Falten und lange weiße Härchen am Kinn. Die Falten sehen aus wie Jahresringe von Bäumen, denkt Garman. Er fährt mit dem Zeigefinger über eine Ader unter der dünnen weißen Haut an ihrer Hand. Blinde lesen mit den Fingern, denkt Garman und schließt die Augen. Die Haut fühlt sich an wie dünnes Papier.

Der gesamte Text ist eine Wiedergabe der Beobachtungen und Gedanken Garmans, Gedanken an die Schule, an das Neue und Unbekannte, Gedanken über die Angst. Fürchten sich Erwachsene auch noch, fragt Garman die Familie, und sie antworten ehrlich, klug, bedacht-sam, mitfühlend. Ja, sie fürchten sich, zum Beispiel vor dem Tor, durch das die alte Tante bald gehen wird.

„Wirst du bald sterben?“ fragt Garman. Tante Borghild sieht hoch zu den Ästen am Apfelbaum. „Ja, es ist bestimmt nicht mehr lange hin [...] Dann trage ich Lippenstift auf, ziehe mein schönsten Kleid an und fahre mit dem Großen Wagen über den Himmel, bis ich zu einer großen Pforte komme [...]“. „Hast du Angst?“ Tante Borghild nickt zaghaft [...] „Ja, Garman, ich habe Angst, wegzufahren und dich zurückzulassen.“

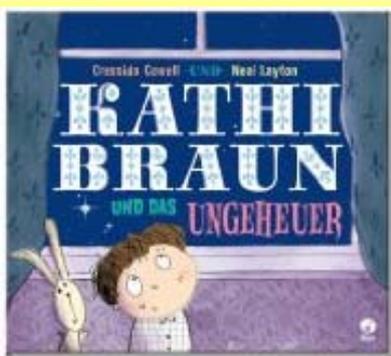
Alle haben Angst vor etwas und Garman „philosophiert“ mit ihnen über Pudelmützen und Gebisse und Musik und Skateboards, in einer ungemein bildhaften Sprache. Und diese sprachgewaltigen Bilder setzt der Autor um in visuelle Bilder, fremd, exotisch, aufregend, rätselhaft. Aus beiden Arten von Bildern entsteht die unwirklich-wirkliche, melancholisch-süße Welt des Sechsjährigen.

Stian Hole hat eine ganz besondere Technik gefunden, diese Bilder umzusetzen, in Kombinationen und Collagen aus Fotografie und Illustration, beide bis ins Absurd-Skurrile digital bearbeitet. Das schafft tiefe Bilder in ungewöhnlicher Perspektive und in ungewöhnlichen Verbindungen, die ausdrücken, was Garman sich vorstellt; die Tante zum Beispiel: Fotografie des alten Gesichtes, überdimensional groß an einem gezeichneten Körper mit Schmetterlingsflügeln, die Haarbürste in der Hand, wie sie inmitten von fliegenden, wehenden Gegenständen dem Himmel entgegen fliegt.

Alle Menschen in dem Buch sind perspektivisch verschoben, wirken wie verkrüppelt, deformiert, körperbehindert, und immer mit diesen überdimensional großen Köpfen; daneben realistische Elemente in einer auch von der Farbgebung her traumartigen Welt, der Tantenkopf etwa auf einem Skateboard (Fotomontage) über den rosa gezeichneten Wolken und der blau gezeichneten Skyline vielleicht von New York ... fast naturalistisch und doch surrealistisch. Ausgeschnittene Fototeile mit ungewöhnlich ausgeprägten Gesichtern, ein Röntgenbild (von den Schmetterlingen in Garmans Bauch), Schmuckelemente, menschengroße Blumen, Ornamente – eindrucksvolle Bildkompositionen, die deutlich über die Worte hinausgehen, sie steigern, ad absurdum führen. Das vorletzte Bild:

Am allerletzten Sommerabend sieht Garman seine Schultasche noch einmal durch. Er räumt das Mäppchen aus. Ein Fußballradiergummi, acht Farbstifte, ein neuer Bleistiftspitzer, ein zerbrochenes Lineal und eine Streichholzschachtel mit Briefmarken.

Aber das Bild zeigt, was der Text verschwiegt: auf der linken Seite zwei ungelenke Kinderzeichnungen von den Tanten, ein aus Legosteinen gebautes Flugzeug; neben dem Mäppchen eine Blockflöte, Münzen, ein Orden, Indianerfiguren, ein paar Batman-Hefte – Spuren der Erinnerung an die vergangene Kindheit. – Ein poetisches und doch realistisches Bilderbuch von großer suggestiver Kraft. (Astrid van Nahl)



Cressida Cowell

Kathi Braun und das Ungeheuer

Mit Bildern von Neal Layton

Boje 2008 • 32 Seiten • 12.90 • ab 4

Oh, wie alle Eltern das kennen. Das Kind kann nicht einschlafen und es gibt tausend Gründe dafür: Das Kuscheltier oder Schnuffeltuch fehlt, Hunger und Durst quälen, merkwürdige Ge-

räusche halten wach, es kratzt im Hals oder ist zu heiß oder zu kalt – wie gesagt, tausend Gründe. Und eigentlich ist es meist nur ein einziger: Es ist unheimlich im Dunkeln.

Das wäre also eine ganz bekannte Situation, bekannt bei Erwachsenen wie bei Kindern. Doch wer würde einem Kind einen so würdelosen Grund unterstellen? Daher geht es in diesem wunderbaren Buch ganz anders zu. Kathi Braun und nicht zu vergessen ihr Stoffhase Frederick haben einen aufregenden Tag hinter sich und würden ja gerne schlafen. Doch sie werden wachgehalten von immer neuen Geräuschen, die aus den unterschiedlichsten Ecken kommen. Nun benötigt Kathi zur Klärung dieser merkwürdigen Angelegenheit keine erwachsenen Helfer, die sich vielleicht gestört fühlen würden. Nein, das kann sie alleine. Und so findet sie jedes Mal irgendwo das Ungeheuer, das traurig weint, weil es eben selbst nicht einschlafen kann. Und Kathi – und Frederick – müssen die abenteuerlichsten Touren unternehmen, um dem Ungeheuer seine Wünsche zu erfüllen: Schnuffeltuch aus dem Tiefen Dunklen Wald retten, Milch aus der Wilden Weißen Wüste holen, Medizin von den Heulenden Hexen besorgen. Und als alles erledigt ist, ist das Ungeheuer immer noch nicht zufrieden, denn eigentlich hat es nur ein Problem: Es hat A-a-ngst!

Das ist ein hübscher Kniff, die eigenen Ängste auf ein imaginäres Ungeheuer zu projizieren und sie dann voller Fürsorge anzugehen und aufzulösen. Und Kathi gibt den Leserinnen und Lesern auch gleich einen indirekten Tipp, wie sie eigene Ängste bekämpfen können: „Wenn Frederick und ich nicht schlafen können, dann denken wir immer an etwas ungeheuer Nettes. Das hilft. Vielleicht solltest du das auch mal versuchen?“

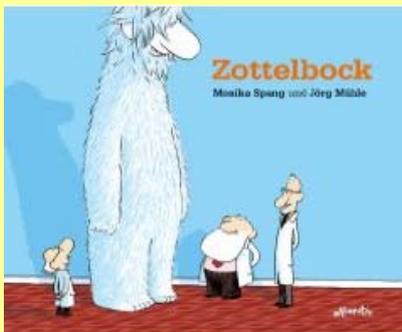
Wenn Eltern so etwas behaupten würden, dann wäre das für ein Kind nur als Zumutung aufzufassen, schließlich sind Ängste etwas sehr Bedeutendes. Doch Kathi hat sich im Verlauf der Geschichte als kompetente Problemlöserin erwiesen, ihr kann man so etwas schon eher glauben.

Es ist also ein bisschen „verdrehte Welt“ in diesem Buch, doch so nimmt sich die Welt in Kinderaugen schon einmal aus. Und selbst, wenn diese Geschichte von einem Erwachsenen vorgelesen wird (wozu sie sich ausgezeichnet eignet mit der vielen wörtlichen Rede, die auch noch in verschiedenen „Stimmen“ gestaltet werden kann), so bleiben die Erwachsenen eigentlich außen vor; diese Problematik lösen die Kinder unter sich (und unter „Ungeheuern“ wie ihresgleichen) viel eleganter, als Eltern etwa so etwas können. Und wenn ein Kind seine Ängste einmal ausgesprochen und sich eingestanden hat, dann verschwinden sie ganz schnell.

Eine ganz intelligent gemachte und beeindruckende Geschichte also, diese „Kathi Braun und das Ungeheuer“. Auch der Text allein könnte bestehen und wirken, hätte es aber ein bisschen schwerer. Er muss es ja auch nicht, denn Neal Layton hat dem Text kongeniale Bilder beigegeben. Die Genialität besteht aus der Verwendung der gleichen Technik, wie sie auch die Geschichte benutzt: Scheinbar bleibt alles fest in Kinderhand, Erwachsene und ihre Techniken braucht man gar nicht. Die Zeichnungen mit allen möglichen Stiften sehen also nicht nach „Künstler“ aus, sondern wie von Kinderhand selbst gemacht. Vor allem das Ungeheuer ist mehr eine „wilde Kritzelei“ als eine geordnete Form, aber ist das nicht gerade die einzig adäquate Darstellung von Ungeheuern? Und, wie eben auch in der Geschichte, ganz verdeckt kommt sie eben doch immer wieder ins Spiel, die Erwachsenenwelt. Die Flächen nämlich z.B. von Textilien (Bettdecke, Schlafanzüge etc.) sind Collagen aus gedruckten Mus-

terflächen, die den eher krakeligen Figuren einen ruhigen, geordneten Hintergrund gegenüberstellen.

Noch raffinierter geschieht diese Verbindung ganz unterschiedlicher Stile in vielen Details der Bildunter- und -hintergründe. Hier verwendet Layton nämlich penibel ausgearbeitete und sehr „erwachsene“ Ausschnitte aus Radierungen und Stichen, manchmal mehrfach überlagert und in subtil stimmunggebender Farbgebung. Diese Details bleiben dem ersten Blick verborgen, enthüllen sich erst bei häufigerem Lesen und Anschauen. Dann aber halten sie geschickt die Aufmerksamkeit wach und bieten Anhaltspunkte für die Suche nach Spielzeug, Küchenmaschinen oder Eichhörnchen, die sich in dem Liniengewirr verbergen. Und wer solcherart das ganze Buch besehen, gehört und verstanden hat, der hat eins sicher nicht mehr: Angst vor dem Einschlafen. Was will man mehr? (Bernhard Hubner)



Monika Spang
Zottelbock
Mit Bildern von Jörg Mühle

atlantis 2009 • 32 Seiten • 13,90 • ab 4

Groß ist der Zottelbock. So groß, dass nicht einmal der ganze Kopf auf das Coverbild passt, und auch im ersten Bild ist ein Stück davon abgeschnitten, als der Zottelbock auf dem allerhöchsten Berg in dem allertiefsten Schnee steht, vor ihm Leuchtarm, der kleine Professor, mit einer Zipfelmütze mit Ohrenklappen dran und einem Häufchen Schnee drauf, die Gelehrtenbrille auf der Nase. Leuchtarm ist schon seit Jahren auf der Suche nach dem Yeti, dem Schneemenschen, und nun hat er ihn also endlich gefunden. „Der Yeti lächelte freundlich, und Professor Leuchtarm hob ein wenig seine Mütze: ‘Gestatten ...: Leuchtarm, Professor!’“ Mit dergleichen Selbstverständlichkeit entfaltet sich im Folgenden das Geschehen. Leuchtarm knufft den Yeti in die Hüfte (weil er an das Gesicht nicht heranreicht), verleiht ihm den Namen Zottelbock, packt ihn dann mühelos in eine Kiste und nimmt ihn mit nach Hause. Das Bild zeigt Leuchtarm schwitzend, aber mit gefrorenen Tropfen an der Nase, wie er mit der überdimensionalen Kiste auf dem Rücken durch den Schnee pflügt.

Und dann die Sensation zu Hause, als das weiße zottelige Wesen aus der Kiste kommt. Eine Sensation, ein entscheidender Schritt für die Forschung. „Wir müssen ihn genauestens untersuchen!“ Und das tun sie dann auch (sie gucken ihm in den Hals und er muss aaahhhh sagen), nachdem sie ihn gebadet und ihm die Haare ordentlich geschnitten haben. Und schließlich die Erkenntnis: Zottelbock ist 315 Jahre alt und kerngesund und bärenstark. Worin liegt nur sein Geheimnis? Überall wird die frohe Botschaft in den Medien verkündet, und bald wollen die Leute wissen, wie man es anstellt, so alt zu werden und so stark und gesund zu bleiben – ein wunderbarer Seitenhieb auf unsere Werbung.

Man beginnt, Yeti zu beobachten und sein Geheimnis zu erforschen. Liegt es an der Nahrung? Aber Zottelbock hat keinen Hunger, und weil er nach dem Haarschnitt an den Ohren friert, halbiert er den Kürbis und setzt ihn sich auf den Kopf. Das wärmt ganz schön. Und am nächsten Tag laufen alle in der Stadt mit einem halben Kürbis auf dem Kopf herum. Als er dann mit zwei Besenstielen spielt, weil er nichts Besseres findet, und mit ihnen spazieren geht, sind am Nachmittag alle Besenstiele ausverkauft – Nordic Walking lässt grüßen. Und als der Yeti nicht weiß, was er mit der Banane machen soll, hält er sie ans Ohr um an ihr zu hören und gluckst und lacht dabei – und prompt laufen alle mit einer Banane am Ohr herum und glucksen Dazu müssen sie allerdings den Kürbis vom Kopf nehmen und manchmal auch die Stöcke hinlegen. „Überall wurde gestöckelt, banant und gekürbist.“ Bis der Yeti Freigang hat, damit man ihn in der Natur beobachten kann, und alle wollen ihn sehen. „Es gab ein großes Tohuwabohu, die Leute drängelten und knufften, schlugen sich mit ihren Stöcken auf den Hintern oder drückten ihrem Nachbarn ihre aufgeweichten Bananen ins Gesicht.“ In dem Gedränge kann Yeti fliehen, in den Wald, wo eine Yetihand hinter einem Baum winkt. „Kabbal rak pa-taktak, Yante! Hal bank finnak“, ruft Yurte ihrem Mann zu, und das heißt: Lass uns heimgehen, Yante, wir wissen jetzt genug über die Nacktrosigen.“ Zurück bleibt nur eine Bananenschale.

Ein wunderbares Buch über menschliche Verhaltensweisen. Hier wird der Trendsetter ordentlich aufs Korn genommen. Natürlich lernt der Mensch durch Imitation, aber er kann sich damit auch ganz schön blöd machen. Jeder Erwachsene, der dieses Buch anschaut und liest, wird an etwas anderes aus den Medien Bekannte denken, den sinnlosen Wahn des Nachahmens um „in“ zu sein und mitzuschwimmen auf den Trends der Zeit und Mode, so sinnlos sie sein mögen. Verbunden mit den witzig-absurden Einzelheiten wie Banane oder Kürbis werden vor allem Kinder ihren Spaß haben, und vielleicht verstehen sie ein bisschen, wie dumm es sein kann, jeder Mode zu folgen, die man uns in den Medien, vor allem der Boulevardpresse, aufdiktiert.

Für ältere Lesen aber wirft das Bilderbuch auf diese amüsant unterhaltsame Art noch andere Frage ethischer Art auf: Wie weit darf die Wissenschaft bei der Erforschung gehen? Darf man ein Lebewesen aus seinem Umfeld herausreißen, nur um der Neugier willen? Darf man es mitnehmen? Wo endet der Respekt vor der Andersartigkeit?

Brillant. Preisverdächtig. (Astrid van Nahl)



Karla Schneider
Wenn ich das 7. Geißlein wär
Mit Bildern von Stefanie Harjes

Boje 2009 • 40 Seiten • 14,95 • ab 4

Da sage nochmal einer, Kinder könnten nicht logisch denken! Genau das tun sie nämlich, die beiden Kinderprotagonisten dieses Buches, der junge Ich-Erzähler, dessen Namen wir nicht erfahren, und seine Gesprächspartnerin, die den schönen Namen Ottinka Taube trägt. Sind die beiden eigentlich Freunde? Das werden wir bis zum Ende nicht wissen, denn die beiden scheinen eher durch ein gemeinsames Schicksal aufeinander angewiesen: Sie liegen, wohl in einem Krankenhaus oder Sanatorium, in einem gemeinsamen Zimmer. Immer wieder schauen Schwestern herein und viele ihrer Gesprächsinhalte drehen sich um medizinische Themen, die auf reiche Erfahrungen mit Ärzten schließen lassen. So ein Krankenhausaufenthalt oder eine längere Bettruhe wegen Krankheit ist langweilig und fade, man kann selten tun, was man will, und die Tage vergehen nur im Schneckentempo. Eine Situation, wie sie also auch manchen der jungen Leserinnen und Leser vertraut sein wird, denn krank ist fast jeder mal.

Doch die beiden Kinder wissen sich zu helfen. Sie beschäftigen sich mit einem Rollenspiel, das sie beinahe bis zum Exzess betreiben: Sie denken Märchen weiter. Dieses Spiel „Was wäre, wenn...“ ist vielen geläufig, aber nur selten wird es so intensiv und mit letzter Konsequenz gespielt. Es beginnt mit Situationen aus „Rotkäppchen“, wo man sich ja viele andere Entwicklungen einzelner Szenen vorstellen kann. Genau das tun die beiden. Der Junge stellt sich vor, er wäre der Jäger im Märchen gewesen und hätte den Wolf bereits beim Gespräch mit Rotkäppchen belauscht und so eingreifen können. Doch die Möglichkeiten zu solchem Eingreifen, die Ottinka ins Spiel bringt, gefallen ihm nicht, er findet sie voreilig und ungerrecht. Jede der von ihm erdachten Situationen ist umgekehrt für Ottinka Anlass, den begonnenen Weg in einen anderen Verlauf der Geschichte wiederum weiterzudenken und in neue Fragestellungen münden zu lassen. Dabei ist es unglaublich, wie viel Logik eben diese beiden Kinder an den Tag legen, mit welcher Konsequenz sie sich den eigenen Ideen und ihren Folgen stellen. Denn so erstaunlich es manchmal zunächst scheint: Man kann keine Änderung, so klein sie auch sein mag, in einer bestehenden Geschichte vornehmen, ohne das gesamte Handlungsgerüst aus der Bahn zu werfen.

Der Junge liefert dabei meist die Vorschläge für andere Verläufe, wird also als Ideengeber aktiv und versucht, das Heft des Handelns zu übernehmen. Ottinka, entsprechend einer oft als typisch angesehenen weiblichen Aufgabe, spielt die Rolle des „advocatus diaboli“, macht also logische Einwände und denkt Entwicklungen durch. Dabei entwickelt sich die Handlung weiter, von „Rotkäppchen“ zum „Wolf und den 7 Geißlein“, denn ein Wolf hat immer noch eine Option in petto. Immer wieder prallen dabei Aktionismus und gesunder Menschenverstand aufeinander, eigentlich streiten die Beiden sogar um die Richtigkeit ihrer Standpunkte, doch sie bleiben dabei in Freundschaft verbunden.

Letzten Endes lassen sich die „richtigen“ Möglichkeiten auch gar nicht herausfinden, denn das Geschehen bleibt nie eindimensional, entwickelt immer Seitenwirkungen und ist auch abhängig von der persönlichen Mentalität der Protagonisten, die nicht pauschal auf die Märchenfiguren übertragen werden kann. So endet die Geschichte mit einem Unentschieden, keiner der beiden gewinnt, aber darum war es auch nicht gegangen. Und man hätte noch stundenlang weitergrübeln können, wenn nicht der Junge von der Schwester aus dem Krankenzimmer herausgerollt worden wäre. Ende also offen.

Viele der hier bereits beschriebenen Informationen erschließen sich dabei gar nicht aus dem Text, der sich eher dem sachlichen Disput widmet und auf Atmosphäre und Lokalität über-

haupt nicht eingeht. Solche Details, so wichtig sie sein mögen, liefert nicht der Text, sondern die außergewöhnlichen Bilder, die Stefanie Harjes beisteuert. Sie kombiniert auf wenigen, ausdrucksstarken Farbhintergründen träumerische Collagen aus zarten kolorierten Zeichnungen, farbigen Signalakzenten, vorgefertigten Schnipseln aus Stempelabdrücken und Ausschnitten aus Musterflächen und alten Oblatenbildern. Dinge wie Größenverhältnisse, Perspektiven und möglicher Realität werden dabei ganz vernachlässigt zugunsten intensiver Stimmungsbilder und Szenen, die ebenso Träumen wie Alpträumen entsprungen sein könnten. Die Melange der verschiedenen Eindrücke verblüfft durch die schon erwähnte Konsequenz der geistvollen Problemdurchdringung ebenso wie durch eine starke emotionale Ausstrahlung, die im ständigen Fluchtversuch vor bedrohlichen Wesen und Situationen wie in den Bezügen auf medizinische Handlungen, schwarze Engelfiguren und stets melancholisch-träumerische Gesichtsausdrücke das Ausgeliefertsein von Kinderpatienten an einen technisierten und „erwachsenen“ Medizinapparat ihren symbolträchtigen Ausdruck findet. Schon für sich genommen eine ganz starke Leistung der beiden Autorinnen, besonders sinnvoll und hilfreich aber eben auch für Kinder in ähnlicher Lebenssituation, zur Ablenkung genau so geeignet wie als Stütze gegen das Gefühl, alleine und isoliert zu sein inmitten einer feindlich erscheinenden Umgebung. (Bernhard Hubner)



Linda Wolfsgruber
Daisy ist ein Gänseblümchen

Jungbrunnen 2009 • 32 Seiten • 13,90 • ab 3

Ein ganz ungewöhnliches Bilderbuch, schon für die Allerjüngsten – es kommt ohne jede Handlung aus und beglückt vor allem durch seine Zeichnungen. Bisweilen an Kinderbilder erinnernd, ist in ihnen nichts unmöglich; sie führen den Betrachter in eine zauberhafte Fantasiewelt der Farben und Formen.

Der Titel gibt das Thema vor: Daisy ist ein Gänseblümchen. Mädchennamen aus aller Welt sind hier in Bilder umgesetzt; „Daisy“ mögen wir noch als Blume kennen, ebenso „Erika“ oder „Margarete“ – aber wer weiß, dass „Kielo“ im Finnischen ein Maiglöckchen ist, „Sakura“ im Japanischen eine Kirschblüte oder „Nurit“ im Hebräischen eine Butterblume? An die 20 Namen aus aller Welt verbergen sich in den Bildern, jedes ganz anders gemalt. Da ist „Csilla“, der Blaustern in Acrylmalerei, mit dunkelblau-grünen Blättern, zum nach unten hängenden Blütenkelch geformt, als Körper für einen winzigen, merkwürdig kontrastierenden rothaarigen Kopf, auf hellblau strukturiertem Hintergrund schwebend; da ist „Soley“ (es sollte „Sóley“ sein) aus Island, der Hahnenfuß, mit zwei umrissartig gezeichneten Beinen und Füßen in Flipflops, auf die eine Hahnenfußblüte gesteckt ist, als Hintergrund etwas, das wie ein

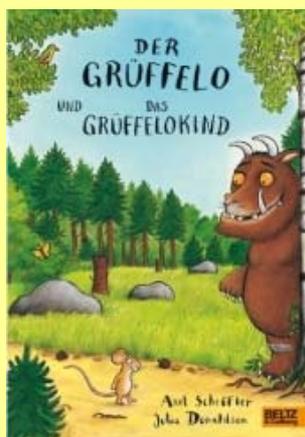
altes Schnittmuster zum Nähen aussieht, wie es in früheren Zeiten gebraucht wurde; „Sakura“, die Kirschblüte, ist ganz im zarten exotischen Stil japanischer Malerei dargestellt, bei „Jacinda“ kraxelt ein menschliches Wesen, einer Echse ähnlich, das eine Bein als Schwanz nach hinten gestreckt, ein Hyazinthenblatt hinauf. Simple Strichmuster, üppige Ornamente, großzügig dahingeworfene, oft nur angedeutete Skizzen wie gesammelte Bildideen, in denen realistische Elemente, die Blüten nämlich, herausgearbeitet sind, botanische „Schnittmuster“, von denen sich immer wieder verstreute Elemente finden – all das ist Inhalt und Gehalt des Bilderbuches.

Die differenzierte Form- und Farbgebung innerhalb der schwarzweiß reduzierten Einfachheit, eine teils kühne Kombination, veranschaulicht Sachverhalte und macht sie verständlich: Mädchennamen sind oftmals Blumennamen (so wie Jungennamen oft Tiernamen sind), evokieren damit eine eindrucksvolle Zartheit, Leichtigkeit, Anmut, Zerbrechlichkeit, Stimmungen, Gefühle. Geschult wird nicht nur das ästhetische Empfinden des Betrachters, geweckt wird auch ein Gefühl dafür, wie welthaltig Namen sind und welche Welten mit ihnen erbaut wurden und werden.

Das Bilderbuch verzichtet auf weiterführende Texte, beschränkt sich pro Blume auf einen erklärenden, optisch hervorgehobenen Kurzsatz wie „Kamilka ist eine Kamille“ und die eher unauffällige Notiz dazu „slawischer Mädchename“. Bis zur letzten Seite; da heißt es: „aber jetzt schlafen sie noch unter der warmen Schneedecke bis zum Frühling, dann geht Daisy nach Ullapool und Gül nach Istanbul“. Hier schließt sich der Kreis von Blume und Mädchen.

Der Verlag verzichtet erfreulicherweise auf jeden erläuternden Klappentext, lässt das Buch ohne Ablenkung auf den Betrachter einwirken.

Ein wunderbares und kostbar wirkendes Buch, für dessen Bilder der Vorleser und Betrachter sich Zeit nehmen muss um sie in ihrer Ganzheit auf sich wirken lassen, bevor er sich auf eine neue „florale“ Fantasiewelt einlässt. (Astrid van Nahl)



Julia Donaldson

Der Gruffelo und das Gruffelokind

Mit Bildern von Axel Scheffler

Beltz & Gelberg 2009 • 64 Seiten • 9,95 • ab 4

„Er hat schreckliche Hauer und schrecklichen Klauen und schreckliche Zähne, um Tiere zu kauen.“ Nein, einfach war es ganz sicher nicht für Monika Osberghaus, die Verse von Julia Donaldson über den so beschriebenen Gruffelo ins Deutsche zu übertragen, aber die Reime wirken so wunderbar echt und lebendig, dass man kaum an eine Übersetzung glauben mag.

Mittlerweile ist der Grüffelo schon 10 Jahre alt, da wurde es Zeit für das Grüffelokind und somit eine Fortsetzung der kongenialen Geschichte.

Der „Original-Grüffelo“, das war eine herrliche Geschichte vom Mut haben und einfallsreich sein. Die kleine Maus hat sich den Grüffelo nämlich eigentlich nur ausgedacht, aber mit ihren schrecklichen Beschreibungen macht sie die Tiere, die ihr begegnen, ganz bang und sie nehmen alle Reißaus. Bis sie auf einmal dem Grüffelo selbst gegensteht, diesem schrecklichen Wesen „mit knotigen Knien, einer grässlichen Tatze und vorn im Gesicht einer giftigen Warze, mit feurigen Augen, einer Zunge so lang und Stacheln am Rücken – da wird’s einem bang!“ Und natürlich will der Grüffelo auch gleich die Maus fressen, lässt sich aber drauf ein, dass die ihm zeigt, wie gefährlich sie ist: „Alle Tiere im Wald haben Angst vor mir.“

Lächerlich, denkt Grüffelo, und die beiden marschieren los – und treffen alle Tiere, die die Maus vorher mit ihrer Beschreibung verschreckt hat. Und wieder nehmen sie Reißaus, nur dass der Grüffelo die List der Maus nicht erkennt und eben denkt, alle fürchteten die Maus.

Es ist ein wunderbares Spiel mit Sprache und Fantasie, wie die Autorin das Bild des (erdachten!) Grüffelo Stück für Stück vor den Augen und Ohren des Zuhörers entstehen lässt und wie das Fantasiewesen dann auf einmal wirklich erscheint, genau so, wie die Maus es geschildert hat. Aber statt Angst zu haben, greift sie (die sie eigentlich so klein und unbedeutend ist wie der kindliche Zuhörer) zur List und schlägt auch das Monster in die Flucht. Alec Scheffler hat das Wesen ganz wunderbar in Szene gesetzt und sich dabei ganz bestimmt von Sendaks wilden Kerlen inspirieren lassen, die ja ebenfalls Fantasiewesen sind, der Vorstellungswelt eines Kindes entsprungen.

Mittlerweile ist als Grüffelokind herangewachsen, und Julia Donaldson erzählt die gleiche Geschichte sozusagen rückwärts oder umgekehrt: Eines Nachts ist es Grüffelokind langweilig, und trotz der Warnungen des Vaters vor der Maus („Schrecklich stark ist die große, böse Maus und schwingt sie den Schwanz, dann ist es aus. Ihre Augen können wie Feuer blitzen und auf den Barthaaren können Vögel sitzen.“) macht es sich auf den Weg, die Maus zu suchen. Dabei trifft es alle Tiere, die schon sein Vater getroffen hatte, und sie alle berichten ihm, was die Maus tut: Grüffeloplätzchen und Grüffeloragout essen und Grüffelotee trinken. Als es die Maus trifft und am Schwanz festhält, hat die schon wieder eine List parat: sie setzt sich auf einen Ast vor den Mond, der einen riesigen gefährlichen Schatten wirft: „Wer ist dieses Wesen, so böse und mit ganz fürchterlich langem Schnurrbart und Schwanz? Es hat riesige Ohren und trägt vor sich her eine große Nuss, wie ein Felsblock so schwer!“

Natürlich weiß der Leser nun schon, wie die Geschichte geht und vor allem, wie sie ausgeht, aber das ändert nichts an ihrem Reiz. Die Verse wirken nicht mehr ganz so prall und reimfreudig, borden nicht mehr über vor Lust an der Sprache, und die Originalität ist auch ein ganz klein bisschen auf der Strecke geblieben, wie es so häufig der Fall ist, wenn ein „Renner“ seine Fortsetzung findet. Trotzdem ist es eine hübsche Ergänzung zu der ersten Grüffelogeschichte, die schon zum Bilderbuchklassiker geworden ist.

Es sind ein paar schöne Botschaften ganz nebenbei im Buch versteckt, etwa, dass Angst etwas ist, das überwunden werden kann, dass es nicht auf Größe und Stärke ankommt, sondern eher aufs Köpfchen und das, was drin ist, aber auch, dass im Wald Gefahren lauern können, die man nicht unterschätzen darf.

Ein Loblied auf die Fantasie! (Astrid van Nahl)

Diese Bücher haben wir ausgewählt:

Wibke Brandes: Herr Montag hat verschlafen. Picus 2008	2
Tasha Pym: Wenn das Giek kommt. Gerstenberg 2009	3
Marjaleena Lembcke: Der Gänsegeneral. Hinstorff 2008	4
Maurice Sendak: Brundibar. Gerstenberg 2004	6
Suzy Lee: Welle. Baumhaus 2009	7
Harriet Grundmann: Das fünfte Schaf. Peter Hammer 2008.....	8
Rüdiger Stoye: Der Wal im Wasserturm. Moritz 2008	9
Stian Hole: 11Garmans Sommer. 11Hanser 2009	11
Cressida Cowell: Kathi Braun und das Ungeheuer. Boje 2008	12
Monika Spang: Zottelbock. atlantis 2009	14
Karla Schneider: Wenn ich das 7. Geißlein wär. Boje 2009	15
Linda Wolfsgruber: Daisy ist ein Gänseblümchen. Jungbrunnen 2009	17
Julia Donaldson: Der Gröffelo und das Gröffelokind. Beltz & Gelberg 2009.....	18